

# Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP) der Deutschen Bischofskonferenz

---

## **Gott braucht Dich. Jetzt! - Missionarische Kirche in veränderter Zeit**

Vortragsimpuls bei der Diözesanversammlung der KLB Diözese München und Freising am  
3. März 2012 in Erdweg

*Dr. Hubertus Schönemann*

Sehr geehrte Damen und Herren,

Das Wort Mission hat einen etwas seltsamen Beigeschmack, weil manche Leute denken, es ginge drum, anderen etwas überzustülpen oder jemanden irgendwie etwas zu „verkaufen“. Die Missionsbestrebungen in Mittelalter und früher Neuzeit, die oft genug mit Kolonialismus verbunden waren, schwingen ja beim Wort „Mission“ mit. Seit ungefähr fünfzehn Jahren ist jedoch innerhalb der Kirche in Deutschland deutlich geworden, dass Mission etwas ist, was die Kirche dazu führt, zu überlegen, ob und wie wir unter gewandelten gesellschaftlichen Bedingungen noch unseren Auftrag in guter Weise erfüllen. Ein Wirtschaftsunternehmen hat auch eine „Mission“, die es in einem „Mission Statement“ niederlegt. Darin sagen sie, wofür das Unternehmen steht, welches Ziel es verfolgt, was der Kunde erwarten kann. Das Thema Mission hat also etwas zu tun mit dem, was eine Organisation von ihren tiefsten Inneren her ausmacht, ihr Auftrag, ihre Sendung. Von daher sind Überlegungen zur missionarische Pastoral, zur missionarischen Kirche, eigentlich die Suche nach der Gestalt des Kircheseins und dem pastoralen Handeln, die der heutigen gesellschaftlichen Gegenwart angemessen sind. Dass sich die Gesellschaft verändert, merken wir an jedem Tag. Vor fünfzig Jahren Kirche zu sein, war völlig anders als heute. Darüber nachzudenken und dazu anzuregen, in diesen Umbruchsprozessen neue Gestalten und Handlungsformate von Kirche zu entwickeln, das Evangelium neu zu buchstabieren, und solche Prozesse in den deutschen Bistümern zu unterstützen, das ist die Aufgabe der Arbeitsstelle. Wir sind zwar in Erfurt lokalisiert, sind jedoch zuständig für alle deutschen Bistümer, für die Orden und Verbände. Wir beobachten und analysieren gesellschaftliche Prozesse und auch das, was sich in der Kirche verändert, und wir versuchen zu begleiten und zu vernetzen, was sich an neuen Initiativen in der deutschen Kirche zeigt. Die Arbeitsstelle hat vier Referate, das Referat „Evangelisierung“ als theologisches Grundsatzreferat, das Referat „Pastoral und Gesellschaft“, in dem mit Hilfe sozialwissenschaftlicher Methoden Studien ausgewertet werden. Wie verändert sich Gesellschaft und Religion in der Gesellschaft und was bedeuten diese Veränderungen für die Pastoral der Kirche? Das Referat „Weltanschauungsfragen“ nimmt die religiöse Pluralität in Deutschland in den Blick. Viele Menschen gehen beispielsweise zu einer Hexe, zu einem „Besprecher“ oder Heiler. Man fragt sich, warum wir Christen es offensichtlich so wenig schaffen, die heilende Dimension des Christentums in unseren Gemeinschaften erlebbar zu machen. Schließlich gibt es das Referat „Internetseelsorge“. Es geht einerseits darum, das Internet als *das* Medium der Moderne wahrzunehmen. Wenn die Kirche das Evangelium verkünden möchte, muss sie sich auch unter Nutzung der medialen Kommunikationsmittel einbringen. Was aber eben

im Internet auch deutlich wird: Die Art und Weise, wie man Gemeinschaft lebt, wann man kommt, wann man geht, wie man die Themen setzt und wie man kommuniziert, wandelt sich durch das Internet sehr stark. Wir fragen uns: Wie müssten wir als Kirche angesichts dieser Veränderungen der Kommunikationsformen Glaubenskommunikation anbieten und betreiben? Beispielsweise ist man Facebook nicht nur Konsument, sondern auch Produzent des Geschehens, was für den gesamten Bereich der Social media gilt. Auch in der Glaubenskommunikation sind Glaubende Konsumenten und Produzenten gleichermaßen.

Jetzt zu unserem Thema „Gott braucht Dich! Missionarische Kirche in veränderter Zeit“! Ich beginne mit „Der Mensch in der modernen Zeit und Welt und die Erfahrung Gottes“, also: Was heißt das für mich konkret. Dann würde ich gerne über die Wiederentdeckung des „Kirche seins“ sprechen. Dann die Frage: Wie kann das Evangelium von Gott vor Ort sichtbar bleiben? Und: Was bedeutet missionarische Kirche im ländlichen Raum oder im Umkreis einer Großstadt wie München, hier in Ihrer Umgebung. Wobei ich gleich sagen muss: Ein Patentrezept kann ich Ihnen nicht geben. Sie müssen Ihren Weg, Kirche zu sein und Kirche zu werden, in Wahrnehmung und Auseinandersetzung mit Ihrer konkreten Situation und in Offenheit für das Wirken des Geistes Gottes selbst entwickeln. Aber ich will versuchen, Ihnen ein paar Gedanken mitzugeben, wie man das vielleicht machen kann.

## **1. Der Mensch in der „multiplen Moderne“ (Karl Gabriel) und die Erfahrung Gottes**

Wo und wie kann ich Gott erfahren? Das ist eine ganz schwierige Frage. Wir können ja Gott nicht so erfahren, wie wir Personen und Dinge anfassen oder mit den Sinnesorganen wahrnehmen können. Die Wahrnehmung Gottes durch die Sinnesorgane benötigt eine Deutung. Erfahrung ist gedeutetes Erleben. Die eigentlich wichtige Frage unserer Zeit ist: Wie erfahre ich Gott, woran merke ich eigentlich, dass Gott an dieser oder jener Stelle meines Lebens im Spiel ist? Diese Frage, dieser Frage müssen wir uns immer wieder stellen. Auf sie gibt es jedoch keine klare, eindeutige und unzweifelhafte Antwort. Natürlich kann man sagen: Ich erfahre Gott in den Sakramenten, in der Kirche, im anderen Menschen, in der Natur, in einer wichtigen Entscheidung meines Gewissens und ähnlichen Situationen. Aber wir merken, dass das eine sehr persönliche Frage ist, eine innere, fast intime Frage, wo ich im Nachhinein sagen kann: Hier ist Gott im Spiel gewesen. Und gleichzeitig ist die Frage nach der Erfahrung Gottes auch deswegen so schwierig in unserer Zeit, weil wir Gott oft als „fern“ empfinden. Manche Menschen werfen den Christen vor, immer nur vom „lieben Gott“ zu reden, vom nahen Gott. Sie erleben vielmehr oft, dass Gott fern ist. Wo sie ihn brauchen könnten, erleben sie ihn als abwesend. In unserer Zeit scheint man immer, wenn man von der Erfahrung Gottes spricht, auch immer die Erfahrung des fernen, abwesenden Gottes mitdenken zu müssen, dass ich ihn – oft schmerzlich genug – vermisse. Die Heilige Schrift ist voll von Texten, in denen Israel spricht: „Gott, ich weiß gar nicht, wer Du bist. Du bist so weit weg von mir. Ich höre Dich gar nicht.“ Viele Psalmen (z.B. Ps 22 oder 44) fordern Gott zum heilenden Eingreifen auf: „Mein Gott, mein Gott,

warum hast du mich verlassen, bist fern meinem Schreien, den Worten meiner Klage.“ Es ist also gar nicht so einfach zu sagen, „Gott ist da, ich kann ihn erfahren“. Es gibt auch die Erfahrung, auf Gott zu hoffen, mit Gott zu ringen und ihn zum Kommen aufzufordern. Hiob kann ein Lied davon singen.

Genauso schwer es ist Gott zu erfahren, so mühsam ist es auch, darüber zu sprechen, meine Erfahrung Gottes ins Wort oder ins Zeichen zu bringen. Manchmal bleiben Staunen, Sprachlosigkeit, Fragen und Zweifeln. Wir kommen in der Regel nicht miteinander ins Gespräch darüber, wie wir Gott erfahren (haben). Im Rahmen des aktuellen Wechsels des Bundespräsidenten wurde in einer Fernsehsendung der ehemalige Präsident Richard von Weizsäcker von der Moderatorin gefragt, ob er als evangelischer Christ etwas zu seinem Glauben sagen könnte. Sein Gesicht nahm einen säuerlichen Ausdruck an. Darüber wolle er sich nicht äußern. Das sei seine persönliche private Sache, darüber könne er nicht erzählen. Es fällt offensichtlich sehr schwer in Worte zu fassen, welche Bedeutung Gott in meinem Leben hat. Früher hat es drei Dinge gegeben, über die man nicht sprach: Sex, Geld und Gott. Heute ist man versucht zu sagen, dass über Sex und Geld geredet werden kann, über Gott reden bleibt jedoch ein Tabu, dessen Bruch Schamgefühle erzeugt. Wenn wir als Kirche, als Christen Zeugen des Glaubens sein wollen, dann müssen wir Antworten versuchen auf die Fragen, wie ich a) Gott erfahren kann, und b) diese Erfahrungen ins Wort oder ins Zeichen bringen kann, davon also Zeugnis geben kann. Damit stellt sich die Frage: Was heißt das denn eigentlich: Glauben? Ist Glaube, die Formulierungen des Katholischen Katechismus mit den Lehrsätzen unterschreiben zu können? So mancher meint, dass es primär darauf ankomme, der richtigen Glaubensformel zustimmen zu können (Orthodoxie) oder das richtige Handeln zu realisieren (Orthopraxie). Dem Abraham wird in Gen 1,12 zugemutet, in eine unbekannte Zukunft aufzubrechen: „Abraham, zieh weg aus Deiner Heimat, aus deinem Vaterhaus, in das Land, das ich dir zeigen werde!“ Glaube ist viel mehr als Glaubenssätze und Moral. Glaube ist ein Aufbrechen, im Vertrauen auf Gottes gute Zukunft. Aufbrechen in ein Land, das Gott uns verheißt und zeigt. Man kann das natürlich nicht gegeneinander ausspielen, den Glaubensinhalt und den Glaubensakt, das gehört beides zusammen und natürlich hat Glaube immer auch eine Inhaltsseite. Es gilt jedoch primär: Glaube ist etwas Aufgegebenes, nicht etwas Vorgegebenes. Glaube ist Aufbruch. Glaube ist auch nicht primär Leistung, mit der ich mir etwas verdienen kann oder muss. Glaube ist ein Geschenk. Ich kann mich einlassen auf eine Wirklichkeit, die mir von woanders her zukommt, nämlich von Gott her.

Von daher gewinnt unsere Frage: Wo kann ich Gott begegnen? dann möglicherweise neue Bedeutung. Ich will hier nur ein paar Punkte exemplarisch nennen: Wenn jemand für sich unmissverständlich weiß, dass er in einer bestimmten Situation herausgefordert ist, in einer bestimmten Weise, so und nicht anders, zu handeln, so hört er die Stimme seines Gewissens. Von der Tradition her sagen wir, dass dies die Stimme Gottes sein kann. Viele Menschen erleben Gott in der Stille, im Gottesdienst, in der Feier der Liturgie, in der Gemeinschaft und in der Herausforderung des Anderen. Glaube wird zum Zeugnis, wenn wir uns dem Anderen in Liebe zuwenden. Der Theologe Hans Urs von Balthasar sprach von dem Sakrament des Bruders und der Schwester, das vor den Kirchentüren gespendet wird. Es geht also bei der Frage nach Gott darum, Zeugen und Zeuginnen zu

werden für diese Wirklichkeit von Gott her. Dass wir uns ergreifen lassen von Gott, dass wir brennende Personen, „burning persons“ werden für Gott, die in ihrem Leben deutlich machen können, was es heißt, auf Gott zu hoffen, mit Gott unterwegs zu sein. Und schließlich, wenn die Frage heißt: Wie können wir uns auf die Suche nach Gott machen? dann muss man noch einmal deutlich sagen: Wir müssen uns gar nicht auf die Suche nach Gott machen. Gott macht sich auf die Suche nach uns. Wir müssen nicht von uns aus irgendwohin gehen, um Gott zu finden, sondern Gott lässt sich finden. Das ist vielleicht das Neue, das es wahrzunehmen und einzuüben gilt: Lass Dich auf Gott ein! Versuche ein Sensorium zu entwickeln für die Spuren Gottes, die sich in Deinem Umfeld, in Deinem Leben zeigen! Gott ist schon längst verborgen am Werk und präsent, in meinem Leben und in meinem Umfeld. Ich muss nur die Grammatik der Sprache Gottes zu mir lernen. Christsein erhält dann auf einmal eine andere Dimension. Da geht es nicht um Selbstverständlichkeiten: Man geht halt am Sonntag in die Kirche, weil das alle so tun, man gehört dazu, weil man getauft ist, irgendwie, das ist so selbstverständlich und sozial gestützt. Missionarisch Kirche sein heißt vielmehr, dass ich als Christ, als Getaufte und Getaufter immer wieder neu diese Dimension des Aufbrechens und mich von Gott suchen zu lassen, in den Blick bekomme.

## **2. Die „Wiederentdeckung“ des Kirche-Seins**

Was bedeutet dies dann für das gemeinsame Glauben, für das Kirche-Sein? Ich nenne es die Wiederentdeckung des Kirche-Seins. Da gilt natürlich Ähnliches, was ich eben für den einzelnen Christen gesagt habe. Auch das Kirche-Sein ist ein Geschenk von Gott her. Kirche ist wahrscheinlich für Sie etwas sehr Selbstverständliches. Kirche gehört einfach „irgendwie dazu“. Ich selbst habe lange Zeit in Regionen Deutschlands gelebt, in denen aktive Kirchenmitgliedschaft völlig nicht-selbstverständlich ist. Katholisch sein ist manchmal sogar so etwas wie Betriebsunfall. Wenn man dort sagt katholisch zu sein, antworten die Leute: „Oh, das tut mir Leid.“ Das ist nicht unbedingt schlimm, aber es zeigt noch einmal, dass etwas dazu gehört, Christ zu sein, dass man bewusst sagt und dazu steht Christ zu sein. Und dort fragen die Menschen dann: „Was bedeutet das eigentlich für Dich? Ich bin kein Christ, für mich ist das nicht selbstverständlich.“ So ergibt sich schon einmal eine andere Perspektive aufs Kirche sein. Das sind wir aber nicht gewöhnt. Wir haben die letzten 150 Jahre eigentlich immer selbstverständlich Kirche gelebt. Es hat sich um 1850 das so genannte Katholische Milieu entwickelt. Es bewährte sich in der Kulturkampfzeit gegenüber Bismarck. Antonius Liedhegener kennzeichnet es als „eine gemeinsame, umfassende religiöse Deutungskultur der Wirklichkeit, eine katholische Sozialisation in Kirche, Schule und Elternhaus, Erfahrungen katholischer Gemeinschaft in Liturgie, Caritas und religiösen wie weltlichen Festen und Treffen, ein dichtes Netz katholischer Vereine und Organisationen. Die politische Repräsentation in der Zentrumspartei in Landesparlamenten und im Reichstag banden die Lebenswelt des Einzelnen in

einen dichten katholischen Kosmos ein.“<sup>1</sup> Also eine mehr oder weniger kleine, relativ abgeschlossene, katholische Welt. Dies hat sich dann fortgesetzt in der Gemeindeftheologie der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts. Die „aktive Gemeinde“, als Familie oder Verein verstanden und gelebt, bricht jetzt langsam weg, wird zunehmend nicht mehr selbstverständlich und ist derzeit stark in der Gefahr, sich nur um sich selbst zu drehen und sich von der Gesellschaft abzuschließen (Exkulturation). In dieser Situation ist es schon die Frage, wie es uns gelingt, das Zeugnis des Evangeliums als Gemeinschaft, als Kirche, deutlicher zu leben und zu artikulieren, wie wir als Christen nach außen hin wirken. Den Glauben in der heutigen Gesellschaft anbieten heißt, „das Evangelium Christi in unserer Gesellschaft als eine Kraft, die leben hilft und dem Leben einen Sinn gibt, zu praktizieren und zu verkündigen.“<sup>2</sup>

Ob man es uns „abnimmt“, was unsere Sendung als Kirche ist, die Art und Weise, wie wir auch im eigenen Bereich den Glauben weitergeben? Der Erfurter Bischof Joachim Wanke prägte das Wort der Entwicklung des Glaubens „vom Erbe zum Angebot“. Früher haben wir den Glauben „vererbt“, indem wir versuchten Kinder und Jugendliche über Erstkommunion- und Firmvorbereitung hinein zu nehmen in die lebendige Praxis des Christseins. Wir sind davon ausgegangen, dass sie als Erwachsene den Glauben „haben“ und alleine weitergehen. Wir spüren jedoch, dass dem nicht so ist. Die „pädagogisch“ orientierte Weitergabe des Glaubens an die nächste Generation kommt in unseren Tagen irgendwie an ihre Grenzen. In Zukunft wird es wohl so sein, dass Glaube als lebendige Option an Menschen unterschiedlicher Lebensalter als Angebot herangetragen wird. Wir als Zeugen sind diejenigen, die den Glauben als eine erfüllende Lebensoption den Menschen von heute „anbieten“. Wir nehmen in der Arbeitsstelle wahr, dass sich neue Formen von Kirche entwickeln, beispielsweise die so genannten Kleinen Christlichen Gemeinschaften (KCG), die sich um die Schrift herum treffen und daran orientieren und dann in der konkreten Nachbarschaft versuchen lebendige Kirche zu sein. Sie entdecken so ihre eigene Berufung als Getaufte und Gefirmte und machen dies auch im Gebet und in der Feier des Gottesdienstes dann auch manifest. Entscheidend scheint mir dabei zu sein, dass die Kirche kein Selbstzweck ist. Ich nehme oft auch bei manchem hohen amtlichen Vertreter der Kirche wahr, dass es ihnen zumeist und primär um die Kirche geht. Missionarische Kirche sein heißt jedoch, verstärkt nach dem „Wofür“ der Kirche zu fragen. Und da kommt die Dimension des Evangeliums in den Blick. Was heißt denn das eigentlich: Die Kirche ist dazu da, das Evangelium zu verkünden.<sup>3</sup> Was macht eigentlich das „Evangelium“ aus? Das Zweite Vatikanische Konzil formuliert, dass Gott nicht „irgendetwas“ über sich offenbart, sondern sich selbst schenkt. „Es hat Gott in seiner Güte und Weisheit gefallen, sich selbst zu offenbaren (...). Durch diese Offenbarung redet also der unsichtbare Gott aus dem Übermaß seiner Liebe die Menschen als Freunde an und

---

<sup>1</sup> Liedhegener, A., Religion und Kirchen vor den Herausforderungen der Urbanisierung in Deutschland im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Forschungsstand und Forschungsperspektiven, in: Werner Freitag (Hg.), Die Pfarre in der Stadt. Siedlungskern – Bürgerkirche – urbanes Zentrum, Köln – Weimar – Wien 2011, 175.

<sup>2</sup> Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Die Französischen Bischöfe, Den Glauben anbieten in der heutigen Gesellschaft. Brief an die Katholiken Frankreichs von 1996 („Proposer la foi“), Bonn 2000, 9.

<sup>3</sup> Vgl. Paul VI, Evangelii nuntiandi 1975, Nr. 14.

verkehrt mit ihnen, um sie zur Gemeinschaft mit sich einzuladen und in sie aufzunehmen.“<sup>4</sup> Es geht also um ein Kommunikationsgeschehen als Freundschaftsbeziehung und Begegnung mit Gott. Das ist „Gottes Volksbegehren“<sup>5</sup>. Diese Gemeinschaft Gottes mit den Menschen „geschieht“ in unüberbietbarer Weise in Jesus Christus. Inkarnation, also Fleischwerdung Jesu Christi ist als Zusammenkommen und Begegnung von Mensch und Gott Sakrament, Ursakrament. Offenbarungstheologisch stellt Mission somit die Verlängerung des Inkarnationsgeschehens dar. Als solche ist sie die Verlängerung der liebenden Einladung Gottes und der Präsenz Gottes in der Schöpfung. In der Sendung Jesu Christi, des Gott-Menschen, zu den Menschen hin wird diese Bewegung Gottes zur Welt als Ursakrament und Ursymbol realisiert und in der Sendung der Christen und der Kirche eingeholt und nachgebildet. Dieser Erfahrung des Kommunikationsangebotes Gottes kann der Mensch sich prinzipiell öffnen. Solche Präsenz Gottes zeigt sich jedoch immer in – im weitesten Sinne sakramental – vermittelter Weise. Sie geschieht, obgleich im Christusereignis vollgültig und Ein für alle Mal ergangen und zugesagt, dennoch immer auch im Modus der Entziehung und in der Hoffnung auf verheißene Vollendung.

Daher kann das II. Vatikanische Konzil formulieren: „Denn Er, der Sohn Gottes, hat sich durch seine Fleischwerdung gewissermaßen mit jedem Menschen vereinigt“.<sup>6</sup> Auf dem Hintergrund der schöpfungsgemäßen „Christusvereinigung“ realisiert sich die verleblichte Gestalt des Christus in den Getauften und damit der Kirche. Als ausdeutender Ritus in die Taufliturgie eingegangen ist das Pauluswort: „Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus (als Gewand) angelegt.“ (Gal 3,27, vgl. Röm 6,4-11). Die Kirche hat die Aufgabe, als Gestalt gewordener Christus (Leib Christi) die Gemeinschaft mit Gott deutlich zu machen und zu realisieren. Die Kirche ist nach dem Konzil „Zeichen und Werkzeug (signum et instrumentum) der Gemeinschaft Gottes mit den Menschen und der Menschheitsfamilie untereinander“<sup>7</sup>. Sie realisiert (instrumentum) in ihrer Sakramentalität und weist darüber hinaus immer wieder hin auf die Spuren der Nähe Gottes auch außerhalb ihrer selbst hin (signum), auf die Situationen, in denen erfahren wird, dass Gott mit den Menschen Gemeinschaft haben will und wo die Menschen untereinander als Menschheitsfamilie zusammenwachsen. Es ergibt sich für Glaubende ein neuer Umgang mit der Welt, weil Gott sich in ihr finden lässt. Alfred Delp schrieb: „Die Welt ist Gottes so voll. Aus allen Poren der Dinge quillt er gleichsam uns entgegen. Wir aber sind oft blind. Wir bleiben in den schönen und in den bösen Stunden hängen und erleben sie nicht durch bis an den Brunnenpunkt, an dem sie aus Gott herausströmen. Das gilt für sehr (...), für alles Schöne und auch für das Elend. In allem will Gott Begegnung feiern und fragt und will die anbetende, hingebende Antwort.“<sup>8</sup>

---

<sup>4</sup> II. Vat. Konzil, Dei Verbum 2.

<sup>5</sup> Höhn, H.-J., Fremde Heimat Kirche, Freiburg 2011,19.

<sup>6</sup> II. Vat. Konzil, Gaudium et Spes 22.

<sup>7</sup> II. Vat. Konzil, Lumen Gentium 1.

<sup>8</sup> Delp, A., Schriften, 26.

Es geht also nicht darum, irgendeinen „Club“ zu organisieren oder irgendwelche Aktionen am Laufen zu halten. Alles Tun und Handeln der Kirche muss transparent und durchsichtig sein und werden auf dieses Zentrum: die Gemeinschaft mit Gott und die „Sammlung“ der Menschheitsfamilie. Die Kirche darf sich nicht in einer „Wagenburgmentalität“ in ein „Ghetto“ zurückziehen. Vielmehr ist das unterscheidend Christliche eigentlich das, was Menschen zusammenbringt. Menschen, nicht nur Katholiken. Was Menschen zusammenbringt und wo dieses Kommunikationsangebot von Gott her, dieses Gemeinschaftsangebot deutlich wird. Die Frage für unser Kirche-Sein ist also, wo in unseren Vereinigungen, in unseren Gemeinschaften diese heilschaffende wohltuende Dimension der Gotteseinladung gelebt und spürbar wird. Für uns selbst, die wir uns zur verfassten Kirche zählen und für andere Menschen, die in diese liebende Bewegung Gottes hineingenommen werden sollen, also in einem weiten Sinn auch „Kirche“ sind.

### **3. Wie kann das Evangelium von Gott vor Ort sichtbar bleiben?**

Für die Pastoral der Kirche ist es entscheidend, die veränderte gesellschaftliche Situation wahrzunehmen, die geprägt ist durch das, was die Soziologen Modernisierung nennen. Die so genannte „Moderne“ ist dabei offensichtlich an ihre Grenzen gekommen, manche sprechen von der späten oder der reflektierten oder von der „Postmoderne“. Manche Soziologen gehen davon aus, dass nicht einlinige Prozesse das Verhältnis von Religion und Gesellschaft bestimmten, sondern wir in einer multiplen Moderne“ (Karl Gabriel) leben, die durch die „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ (Michael Hochschild) charakterisiert ist. Daher kann Vitalität des Religiösen neben Prozessen des Abbruchs und der Säkularität stehen.

Durch industrielle Revolution, kulturelle Revolution in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts, die politischen Umwälzungen der 90er Jahre sowie die informationelle und die derzeitige fiskalische Revolution führen dazu, dass sich das Leben der Menschen sehr stark verändert hat und verändert. Auch Globalisierung, Technisierung und Ökonomisierung tragen zu diesen Veränderungen bei. Ein zentraler Aspekt dieser Veränderungen betrifft das Stichwort „Individualität“. Früher hatte man sich zuerst als Teil einer größeren Einheit, der Familie, Sippe oder der Zunft verstanden. Heute denkt der Mensch von seinem eigenen individuellen Subjektzentrum her und deutet so die Welt. „Was bringt mir dies oder das für die Entwicklung meines Lebens?“ Eine solche Sichtweise kann man natürlich bedauern und sich der kulturpessimistischen Analyse anschließen, dass heute alle Egoisten seien. Wenn jedoch der christliche Glaube neu als etwas in den Blick kommt, das mich als Mensch in meinem Inneren anzieht, wenn ich Glaube als personalen An-Ruf von Gott her annehme und beantworte, dann ist ja Personalität, Individualität etwas ganz Entscheidendes für die Gestaltung der Glaubensantwort. Dann kann nur so der Menschen Ja sagen zu dem Angebot Gottes. Wir müssen heute, glaube ich, zur Kenntnis nehmen, dass Menschen ihren Glauben selbst konfigurieren, also selbst Verantwortung in Freiheit und Autonomie übernehmen für ihren Glauben. Auch die Kirche muss lernen, dass sie nicht mehr „von oben herab“ dekretieren kann, sondern dass Menschen selbst

verantwortlich ihren Glauben gestalten. Glaubensverkündigung wird so von einem Einbahnstraßenprozess zu einem gegenseitigen Bezeugen und Erzählen der eigenen Gottesgeschichte. „Es gibt so viele Wege zu Gott, wie es Menschen gibt“ (Johannes Paul II). Insbesondere ist es die Aufgabe der Kirche, ihre Haltung und Einstellung zu Menschen mit „gebrochenen Biografien“ zu überprüfen. Nicht nur die katholische „Normalbiografie“ darf die Messlatte sein, auch und gerade die „nicht ganz Stubenreinen“ (Joachim Wanke) dürfen nicht aus dem Blick verloren werden. Wir sehen hier einen großen Lernprozess innerhalb der verfassten Kirche vor uns. Ein weiteres ist die damit verbundene Pluralität. Es gehört einfach zu unserer Gegenwart, dass wir ganz viele Möglichkeiten der Auswahl und der Gestaltung haben. Das gesamte Lebensspektrum differenziert sich immer mehr, es gibt immer mehr Informationen, mehr Optionen. Dies macht es deshalb nicht so einfach, weil man ja wählen *muss*. Die Frage nach der Kirche und dem Glauben in unserer Zeit ist: Wie gehen wir eigentlich mit Vielfalt außerhalb und innerhalb der Kirche um? Die Herausforderung der Pluralität meint für die Kirche zunächst einmal, den Anspruch auf ein Deutungsmonopol aufzugeben, vielmehr die eigene Deutung und Wahrheit als Angebot in den Diskurs der verschiedenen Weltanschauungen und Philosophieren einzubringen. Dann auch Pluralität innerhalb der Kirche: Ist es möglich, dass der eine Christ anders glaubt als der andere? Oder müssen alle uniform und „im Gleichschritt marschieren“? Welches Bild haben wir von der Kirche? Wir erleben derzeit in unserer Kirche eine große Pluralität, um nicht zu sagen: große Polarisierung. Das gibt es unterschiedliche Gruppierungen und Kulturen, oft nicht mehr auf die Begriffe Rechts und Links oder Reformer und Traditionalisten zu bringen. Oft sprechen sie sich gegenseitig ab, katholisch zu sein. Von Theologen-Memorandum über Befürworter der Alten Messe bis zur Pfarrer-Initiative: Sind wir als Kirche pluralitätsfähig? Was macht uns in unserem Profil als Christen aus. Dazu etwas zu sagen, und trotzdem Pluralität zuzulassen, ist eine Kunst.

Ich möchte im Folgenden noch auf die größeren pastoralen Räume zu sprechen kommen. Natürlich stellt es sich im Augenblick vielleicht so dar, dass Fusionen von Pfarreien oder die Bildung von Seelsorgeeinheiten oder Pfarreiengemeinschaften aus reinen Ressourcenerwägungen realisiert werden. Wir haben weniger Priester, also müssen wir die Pfarreien zusammenlegen. Aber auf dem Hintergrund der Pluralität der Gesellschaft kann es jedoch vielleicht auch sinnvoll sein. Es geht ja nicht darum, dass eine Pfarrgemeinde in sich irgendwie „ein Programm abspult“, sondern dass gerade größere Einheiten eine größere Diversifizierung und Differenzierung der Formen erlauben, die auch andere als die „üblichen Verdächtigen“ ansprechen und möglicherweise versuchen in die Gesellschaft hinein zu wirken. Wenn man sich jedoch nur darum streitet, wer noch eine Eucharistiefeier vor Ort hat und wer wie viel Zeit vom Pfarrer abbekommt, dann kann eine gute Entwicklung auch verfehlt werden. Große Einheiten bieten – recht verstanden und gestaltet – eigentlich eine Chance noch einmal neu zu fragen, was wir denn wirklich brauchen um Kirche vor Ort zu sein, damit Kirche lebendig bleibt, und wie Nähe und Tiefe des Glaubens vor Ort und die größere Weite der Gesellschaft miteinander in eine beziehungsreiche produktive Spannung gebracht werden können. Größere pastorale Einheiten bieten die Chance, dass sich pastorale Orte und



Gemeinden oder Gemeinschaften vor Ort spezialisieren können. Es muss nicht mehr jeder alles anbieten. Im Blick auf bisher selbstständige Pfarrgemeinden, die nun zu einer größeren Pfarrei gehören, könnte man sagen: Es gibt so eine Art „basics“, eine Art Grundangebot des Christseins bei uns vor Ort, aber eine Spezialisierung z. B. Trauerarbeit, Trauerbegleitung, das muss nicht jede Gemeinde machen. Das könnte in einem spezifischen Bereich konzentriert werden bei solchen, die das gut machen. Eine ansprechende Jugendarbeit könnte beispielsweise dort, wo ein Kaplan oder eine Pastoralreferentin ein Händchen dafür hat, an bestimmten Orten qualifiziert und profiliert gestaltet werden. Dies sind dann Knotenpunkte einer je aufeinander verweisenden Netzwerkstruktur, die offen ist für unterschiedliche und sich ergänzende Bezeugungsgestalten des Evangeliums. Das setzt einerseits voraus, dass bestimmte Charismen von Einzelnen und Gruppen neu in den Blick kommen, andererseits, dass natürlich nicht die „alte“ Form von Seelsorge auf dem großem Territorium weiterbetrieben wird. Der Stil der Seelsorge, die Rollen und die Zuständigkeiten werden und müssen sich verändern. Wir verstehen oft als Seelsorge, wenn ein Priester die Seelsorge an seinen „Schäfchen“ betreibt. Hauptberufliche pastorale Mitarbeiter werden lernen müssen, dass sie nicht mehr das Subjekt von Seelsorge sind, die an den Objekten verrichtet wird. Nach Paul-Michael Zulehner ist das Hauptschisma der Kirche das zwischen Laien und Hauptberuflichen. Große pastorale Einheiten machen Ernst damit, dass die Kirche sich als Volk Gottes als Träger und Subjekt der Pastoral versteht, also alle Getauften und Gefirmten die Aufgabe haben, dieses Zeugnis des Evangeliums zu geben. Und zwar im Bereich Gottesdienst (Liturgie) im Bereich der Glaubensverkündigung, der Glaubenskommunikation und im Bereich des Karitativen, auch in der Gestaltung kirchlicher Gemeinschaft (Koinonia) und deren Leitung. Diese Bereiche müssen sich miteinander verschränken. Die Kirche als ganze, die Menschen die vor Ort Christen sind, sie sind das Subjekt von Seelsorge. Es kann nicht darum gehen, jetzt Ehrenamtliche auszubilden, die das vor Ort machen, was früher die Pfarrer gemacht haben. Das wäre dann die Verlängerung des alten Systems. Es geht wirklich darum, in neuer Weise das Bewusstsein zu entwickeln Kirche zu werden und Kirche zu sein als Basiskirche. Da wo Kirche von unten her wächst. Und damit brauchen wir auch neue Formen von Leitung. Ein Priester als Leiter einer so großen Einheit kann nicht von oben nach unten organisieren und dekretieren und anordnen, was er allein entscheidet. Es braucht neue Formen von Leitung, es braucht Ermutigung der Christen vor Ort, Verantwortung zu übernehmen. Es braucht den Willen, Vertrauen zu wagen und Verantwortung zu delegieren. Es braucht Identifizierung, Begleitung und Unterstützung dessen, was sich an Charismen und Begabungen vor Ort zeigt, denn das ist Wirken des Geistes Gottes. Der Sämann von Mk 4 wirft seinen Samen verschwenderisch auf unterschiedliche Böden. Es gibt also auch Samen, der nicht aufgeht. Leo Karrer, der ehemalige Fribourger Pastoraltheologe, meinte einmal: „Es ist keine Zeit des pastoralen Erntens, sondern des pastoralen Säens.“

Die neue Gestalt von Kirche wird voraussichtlich ein Netzwerk von verschiedenen geistlichen Orten sein, an denen Glaube und Kirche lebendig gelebt und erfahrbar wird. Sie werden auch „Biotope des Glaubens“ genannt. Dies können Kleine Gemeinschaften sein, die sich alle vierzehn Tage zum

Bibelteilen versammeln und die ihre Nachbarschaft, ihr Wohnviertel im Blick haben, wo jemand gebraucht wird. Es gibt Ordensgemeinschaften, die solche Kristallisationspunkte bieten, wo Menschen sich versammeln. Es können Einrichtungen sein, wie z. B. Kindertagesstätten oder Schulen. Schulen können Orte der Kirche sein, die nicht erst dann „Kirche“ werden, wenn der Gemeindepfarrer vorbeikommt, sondern die Kirche sind, weil dort Lehren und Schülern miteinander auf eine bestimmte Art und Weise Gemeinde Jesu sind, also Kirche leben. Es wird dann nicht mehr eine mehr oder minder flächendeckende „Betreuungspastoral“ angestrebt. Vielmehr sind es einzelne Punkte an denen Menschen versuchen, glaubwürdig Kirche zu leben und Zeugnis zu geben. Dazu gehört auch die Einsicht, dass Christsein oftmals nicht mehr dauerhaft und voll engagiert ist. Wir haben oft noch die Perspektive: „von der Wiege bis zur Bahre katholisch“. Und: „Wer mitmacht, erlebt Gemeinde“. Die Erfahrungen der City- und der Tourismusseelsorge in den zurückliegenden Jahren zeigen: Manche Menschen wollen nur punktuell Kirche sein (Kasualien) oder nur für einen bestimmten Bereich oder für bestimmte Zeiten, also passager, im Vorübergehen. Wir brauchen daher in Zukunft kirchliche Räume, die es möglich machen, dass nicht nur Menschen angesprochen werden, die dauerhaft bei uns dabei sein wollen. Vielmehr sollten wir als Kirche trotzdem einladend sein für Menschen, die bloß kurz mal vorbeischaun und einen Kurz-Kontakt mit Kirche haben wollen („touch and go“). Da gibt es in Frankfurt die Banker, die zum Mittagkurzimpuls in die Kirche kommen. Die gehen nicht in die Pfarrei vor Ort. Urlauber, die drei Wochen mit der Familie an der Nordsee verbringen, engagieren sich aktiv bei der Zeltkirche der Tourismuspastoral. Da sind sie auf einmal von der Kirche und für die Kirche ansprechbar und beschäftigen sich mit den Themen ihres Lebens und kommen so ihrem Glauben auf die Spur. Viele von ihnen würden vor Ort nie zu einer Pfarrei gehen. Wir sollten Perspektiven schaffen für Gestalten von Kirche, die nicht so dauerhaft sind, sondern vergleichbar einer Auftankstation, einer Karawanserei, wo Menschen kommen können, sich begegnen, Themen und Neuigkeiten austauschen, wo sie Raum zum Aufatmen, zum Nachdenken und Reflektieren, zu Dialog und Gespräch erhalten, und dann auch wieder ohne schlechtes Gewissen ihrer Wege gehen dürfen. Das bedeutet in der Konsequenz: Es gibt unterschiedliche Grade von Zugehörigkeit zur Kirche und Partizipation in ihr. Der eine wird ganz engagiert dabei sein, manch anderer will eben nur den Segen Gottes für sein Leben an bestimmten Punkten zugesagt erhalten, zur Erstkommunion, Trauung, Firmung und dann zur Begräbnisfeier. Die Bamberger Studie zu den „Kasualienfrommen“ zeigt deutlich, dass sie bewusst diesen Standort in der Kirche einnehmen. Dürfen sie so sein? Ist der beste (oder der eigentliche) Christ der aktive Gemeindechrist oder sind nicht ganz vielfältige Formen eines Lebens mit Gott möglich? Neben den Gemeinschaftsaspekt der Kirche (communio) tritt so zunehmend auch ihre Dienstleistungsfunktion (ministratio), die nicht zu vernachlässigen ist. Nicht erst seit Hape Kerkelings Bestseller „Ich bin dann mal weg“ gibt es den Pilgerboom nicht nur auf dem Jakobsweg. Da gehen Menschen auf den Jakobsweg, die keine Christen sind, die aber sich zu finden versuchen, und damit vielleicht auch Gott. Darunter sind sicher viele ehrliche Suchprozesse nach einer Ganzheit und Fülle des Lebens (theologisch gesprochen: nach Heil), die wir als Kirche

wahrnehmen und begleiten sollten. Können wir ihnen unaufdringlich, aber nicht unverbindlich, ein Angebot machen, im Blick auf den lebendigen Gott? Dazu gehört, dass ich auch offen sein kann für den anderen, den Fremden. Der heilige Benedikt schreibt in seiner Ordensregel: Im Gast begegnet mir Christus. Ist es möglich, dass Menschen sich in unsere christliche Gemeinschaft integrieren können? Für unseren Erfurter Bischof Joachim Wanke ist wichtig: Am Anderen das Evangelium Christi neu buchstabieren. Im Gespräch mit dem Anderen lerne ich, wird mir noch einmal anders deutlich, wie das Evangelium auch von mir konkret gelebt werden kann.

#### **4. Missionarische Kirche im ländlichen Raum oder im Umkreis einer Großstadt wie München**

Sie fragen: Wie können wir hier im Erzbistum München und Freising, in Oberbayern, in ländlichen Regionen hier und um die Metropole München herum lebendige, missionarische Kirche sein? Dazu kann ich Ihnen leider keine konkreten operativen Handlungsanweisungen geben. Es hängt auch mit unserer spätmodernen Situation zusammen, dass es keinen Masterplan mehr gibt, wie wir Kirche sein können. Wichtig ist jedoch: Kirchesein entscheidet sich vor Ort, also kontextuell im Blick auf die Situation, in der Sie leben, im Dorf oder im Randbereich der Metropole. Der Magdeburger Bischof Gerhard Feige hat bei einem Vortrag in Schwerte davor gewarnt, „den Laden am Laufen zu halten wie bisher“. Die Lineamenta zur Ordentlichen Bischofssynode zur Neuen Evangelisierung nennen die pastorale Sorge, die „in Gefahr steht, zur Routine zu werden, welche nur schwer in der Lage ist, den Grund, für den sie entstanden ist, anzugeben. (...) Die Neue Evangelisierung ist das Gegenteil ... der Mentalität des *status quo* und einer pastoralen Konzeption, die es für ausreichend erachtet, dass alles so weiterläuft, wie man es bisher gemacht hat. Das „*business as usual*“ reicht heute nicht mehr.“<sup>9</sup> Es geht also nicht um die weitere „Versorgung“ der bestehenden Gemeinden, sondern um einen Paradigmenwechsel, der uns erlaubt, Kirche und Pastoral ganz neu zu begreifen und zu gestalten. Es geht darum, das Hamsterrad anzuhalten und sich beispielsweise zu fragen: Wie ist denn bei uns vor Ort die Situation, in der die Menschen leben? Welche sind die Zeichen der Zeit, von denen das Konzil sprach, die es zu erforschen und im Licht des Evangeliums zu interpretieren gilt (vgl. *Gaudium et Spes* 4). Welche sind die Themen der Menschen in unserem Dorf, ihre Hoffnungen und Ängste, was treibt unsere Mitbürger um? Was haben wir da als Kirche zu fragen, auszuhalten, vielleicht zu sagen? Können wir da etwas unterstützen oder gestalten? Was geschieht in unserem Dorf an der Bushaltestelle, wenn abends der letzte Bus weggefahren ist? Gestern bin ich in Dachau am Bahnhof umgestiegen, da lungerten ungefähr fünfzig Jugendliche (am Freitag nachmittag) mit je einer Bierflasche herum, einige waren vielleicht gerade einmal 15 Jahre alt. Das finde ich eine Herausforderung für Kirche am Ort. Welche Möglichkeiten haben Menschen für Ausbildung, Beruf und Freizeitgestaltung in unserer Region? Ein weiteres: Gerade in dörflichen Bereichen entstehen

---

<sup>9</sup> Der Heilige Stuhl (Hg.), Lineamenta der XIII. Ordentlichen Generalversammlung „Die neue Evangelisierung für die Weitergabe des christlichen Glaubens“, Nr. 10.

Kooperationen von Christen mit Menschen guten Willens (Kirche als Akteur der Zivilgesellschaft). Ich erlebe oft, dass Katholiken ihr „eigenes Ding“ machen. Eine eigene Sozialstation, eine eigene Jugendarbeit, eine eigene Seniorengruppe... Wo gibt es denn möglicherweise andere Leute, nicht-katholische Christen, Nichtchristen, Vertreter der Kommune, um da gemeinsame Dinge zum Wohl des Gemeinwesens zu tun und dazu die Kräfte zu bündeln. Eine mir bekannte Frau hat am Bodensee ein Projekt aufgezogen „Hilfe von Haus zu Haus“. Sie haben halt dort die Notsituation gesehen, dass ältere Menschen sich nicht mehr selber versorgen konnten, jedoch noch unterhalb von professioneller Pflege. Die Verantwortlichen haben einen Verein gegründet, der Frauen zur Pflege und Hauswirtschaft ausbildet, die geringfügig angestellt werden. Die Senioren bezahlen für die Dienste einen Obolus. Dabei geht es auch um Bildung und Ausbildung im Bereich Ernährung, Pflege, Erziehung. Der Verein kauft nur regionale Produkte ein, unterstützt somit die Landwirtschaft und die Kaufleute am Ort, die regionalen Strukturen. Das Projekt wurde dann richtig groß und nahm immer mehr Aspekte wahr, weil man einfach merkte: Über solche Kooperationen können wir gemeinsam ganz viele Ziele der Verbesserung der Lebensverhältnisse vor Ort erreichen. Wenn das bewusst als Kirche mit Menschen guten Willens gemacht wird, dann ist das ein unglaublich wichtiges Glaubenszeugnis als Kirche. In dieser Weise scheint mir die Zukunft von Kirche im ländlichen Strukturen zu liegen: Nicht immer fragen, ob wir noch eine Messfeier am Sonntag haben, sondern in der angedeuteten Weise Kirche als Sakrament des Heils für die Menschen zu leben. Ich will nicht falsch verstanden werden: Ich sage nicht, dass Sie nicht die Messe mitfeiern sollen. Jedoch sollte dies ergänzt werden, indem vom Evangelium her gefragt wird: Was will der Herr von uns hier in dieser Situation? Ich bin überzeugt, dass Kirche sich dann erneuert, wo ihre Mitglieder neu ins Gespräch kommen mit anderen Menschen, die dann möglicherweise fragen: Warum macht ihr das eigentlich? Was ist eure innere Motivation dazu? Wenn solche gesellschaftliche Präsenz von Kirche zusammenkommt mit der Entwicklung von neuen Formen, in denen Menschen als Gemeinschaft vor Gott zusammenkommen und sich gegenseitig von ihrem Leben und ihrem Glauben erzählen, im Spiegel der Schrift, dem „Sprachbuch des Glaubens“, im Gebet, im Schweigen, im Hören aufeinander, in Lobpreis und Danksagung, dann ist mir um die Zukunft der Kirche in diesem Land nicht bange.

Dietrich Bonhoeffer hat im Mai 1944 kurz vor seiner Hinrichtung in der Haft einen Text geschrieben, der die Bedeutung der Veränderungen gesellschaftlicher Bedingungen aufgreift und – wie ich finde – in unserer Zeit wieder hochaktuell ist: „Gehen wir einer Zeit der kolossalen Organisationen und Kollektivgebilde entgegen oder wird das Verlangen unzähliger Menschen nach kleinen, übersehbaren persönlichen Verhältnissen erfüllt. Muss sich beides ausschließen? Wäre es nicht denkbar, dass gerade die Weltorganisationen in ihrer Weitmaschigkeit mehr Raum für das persönliche Leben hergeben? Ähnlich steht es mit der Frage, ob wir einer Zeit der Auslese der Besten, also einer aristokratischen Ordnung entgegengehen oder einer Gleichförmigkeit aller äußeren und inneren Lebensbedingungen der Menschen. Auch wir selbst sind wieder ganz auf die Anfänge des Verstehens zurückgeworfen. Was Versöhnung und Erlösung, was Wiedergeburt und Heiliger Geist,

was Feindesliebe, Kreuz und Auferstehung, was Leben in Christus und Nachfolge Christi heißt, das alles ist so schwer und so fern, dass wir es kaum mehr wagen, davon zu sprechen. In den überlieferten Worten und Handlungen ahnen wir etwas ganz Neues und Umwälzendes, ohne es noch zu fassen und aussprechen zu können. Das ist unsere eigene Schuld. Unsere Kirche, die in diesen Jahren nur um ihre Selbsterhaltung gekämpft hat, als wäre sie ein Selbstzweck, ist unfähig, Träger des versöhnenden und erlösenden Wortes für die Menschen und für die Welt zu sein. Darum müssen die früheren Worte kraftlos werden und verstummen, und unser Christsein wird heute nur in zweierlei bestehen: im Beten und im Tun des Gerechten unter den Menschen. Alles Denken, Reden und Organisieren in den Dingen des Christentums muß neu geboren werden aus diesem Beten und aus diesem Tun.“<sup>10</sup>

Was also ist missionarisch, meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe KLB'ler? Eine grundlegende und fundamentale Neuorientierung der Kirche und aller ihrer Mitglieder. Nicht nur der Bischöfe, Priester, Diakone, sondern aller. Missionarische Kirche sein heißt: eine Neuorientierung, die sich am Evangelium orientiert, die am Gewussten des Glaubens und an den Menschen in der aktuellen Gesellschaft Maß nimmt. Von daher müssen sich unsere Strukturen und unser Handeln als Kirche, unser Verkündigen und Leben, unser Dienen und Feiern neu ausrichten. Mission ist: „Weitersagen, was für mich selbst geistlicher Lebensreichtum (geworden) ist, und dies auf die Quelle zurückzuführen, die diesen Reichtum immer neu speist; auf das Evangelium, letztlich auf Jesus Christus selbst und auf meine Lebensgemeinschaft mit ihm.“<sup>11</sup>

Missionarisches Ziel ist es auch, bei den Menschen unserer Gesellschaft zu sein. Vielleicht ist das auch die gerade Chance eines Verbandes wie der KLB. Gerade Verbände haben von ihrem Selbstverständnis her immer den Blick in die Gesellschaft gerichtet und das darf auch nicht anders werden. Ein Verband darf sich nicht in sich selber zusammenkauern und eine Wagenburgmentalität entwickeln. Verbandliches Handeln als Kirche heißt: Wir sind offen für diese Gesellschaft, für die Menschen, die da leben, weil wir eben die Zuwendung Gottes für sie dort verleiblichen. Wenn wir formuliert haben: „Gott braucht dich jetzt,“ dich als einzelne/einzelnen Glaubende/n, dich als Zeugin und Zeuge, uns als Gemeinschaft der Kirche und als Verbandsgemeinschaft, dann ist es letztlich eine Vision die dahinter steht: Die Vision von der Gemeinschaft Gottes mit den Menschen und die Vision von der Gemeinschaft der Menschheitsfamilie untereinander, der wir in Raum und Zeit und in Hoffnung ein wenig Gestalt geben können.

---

<sup>10</sup> Bonhoeffer, D., „Gedanken zum Taufftag von D.W.R. Mai 1944“. In: ders.: Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft (hg. von Eberhard Bethge), Berlin 1977, 321ff.

<sup>11</sup> Wanke, J., Brief eines ostdeutschen Bischofs, 2000.